

Mütterlichkeitsideologie und soziale Praxen

Rita Braches-Chyrek

Ausgehend von der These, dass Mütterlichkeit als ideologische Konstruktion gesellschaftlich genutzt wird, um soziale Praxen zu normieren und Setzungsakte in der Sozial- und Familienpolitik zu legitimieren, werden gegenwärtige postfeministische Diskurse herangezogen, die im Sinne einer Aufdeckungs-, Ernüchterungs- und Aufklärungsarbeit artikulieren, wie es durch inhaltliche Akzentverschiebungen und die scheinbare Umsetzung feministischer Forderungen in neoliberalen Politiken möglich wird, bestehende Geschlechterhierarchien zu verfestigen (vgl. Bourdieu 1997b, S. 225; Holland-Cunz 2003, S. 255). Denn erst eine kritische Betrachtung der tatsächlichen sozialen Praxen zeigt, dass spezifische Formen von Freiheit und Unabhängigkeit, die für Frauen postuliert werden, individuelle Wahlfreiheit und gleichberechtigte gesellschaftliche Teilhabe suggerieren, gleichzeitig aber Ungleichheitslagen und Verschränkungen der zentralen Achsen Geschlecht, Klasse und Ethnizität verschleiern (vgl. Becker-Schmidt 2007, S. 56; Braches-Chyrek 2010, S. 73f.).

Öffentliche Debatten werden durch stereotype Geschlechterkonzeptionen bestimmt, die sich in dem höchst ambivalenten Konstrukt der „guten“ Mutter und der scheinbar natürlichen Mutterliebe verdichten, während gleichzeitig feministische Haltungen abgewertet und als unweiblich desartikuliert werden.¹ In diesem Kontext erfahren konservative Formen weiblicher Selbstermächtigung eine Reformulierung. Das Postulat der Gleichberechtigung wird mit dem Gedankengut schrankenloser ökonomischer Freiheit vermischt und dadurch zu einer Möglichkeit stilisiert, gleichzeitig das Recht auf Arbeit und Mutterschaft gesellschaftlich und privat einlösen zu können. Hier gilt es die Beschränkungen, Ungleichzeitigkeiten und Ambivalenzen, die in diese Freiheitsdiskurse konstitutiv eingeschrieben sind, aufzuzeigen (vgl. McRobbie 2010, S. 51).

1 In aktuellen Debatten erfahren die stereotypen Bezeichnungen „Rabenmutter“, „Karrieremutter“ oder „Mutterglücke“ eine Renaissance (Thiessen/Villa 2008, S. 277; Radisch 2007, S. 17f.). McRobbie (vgl. 2010, S. 46) ermöglicht durch ihr Konzept der Desartikulation eine Analyse dieser medialen Konstruktionen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen werden nach einer kurzen Darstellung der zentralen ideenhistorischen Kontexte in einem zweiten Schritt die Ungleichzeitigkeiten der mütterlichen Praxen, die sich in der Vermittlung zwischen gesellschaftlichen Strukturen und der subjektiven Aneignung zeigen, diskutiert. Anschließend gilt es, die Kontinuitäten und Diskontinuitäten wesentlicher familienpolitischer Maßnahmen in ihren Wirkungen auf mütterliche Praxen nachzuzeichnen.

1. Ideenhistorische Kontexte

Die historische Rekonstruktion des ideologischen Konstrukts der Mütterlichkeit führt unmittelbar zu Veränderungen in der politischen und gesellschaftlichen Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts (vgl. Allen 2000). Diskurse der Aufklärungsphilosophie beförderten die Herausbildung kultureller Deutungsmuster und konnten neue Werthaltungen gegenüber dem Kind und der bürgerlichen Familie begründen. Auf Grund von wirtschaftlichen und sozialen Umbrüchen veränderten sich die familialen Strukturen und leiteten neben der Ausdifferenzierung der Kompetenzbereiche auch die Herausbildung von Geschlechterrollen ein, die mit der Ausformung der mütterlichen Rollen und des Status einhergingen. Mutterschaft beschränkte sich jetzt nicht mehr nur auf die Möglichkeit Kinder zu gebären, sondern wurde erweitert um die Funktion der Erziehung und Wissensvermittlung, bei gleichzeitiger Bindung der Frauen an die Ehe- und Hausfrauenrolle.² Als Produkt einer regelrechten rituellen und sachlichen Setzungsarbeit bediente sich die Familie unzähliger Bekräftigungs- und Bestärkungsakte, die durch Pflichtaffekte und affektive Verpflichtungen der individuellen Empfindungen die Integration der Familienmitglieder dauerhaft bewirken sollte (vgl. Bourdieu 1998, S. 130).

An der historischen Semantik des Begriffs der Liebe zeigt sich, dass er zum einen der Selbstbeschreibung sozial konstruierter Normierungen menschlicher Empfindungen diene und zum anderen mit ihm die Voraussetzung von Glück und Gleichheit in Familien beschrieben wurde (vgl. Schütze 1991, S. 72; Ossege 1998, S. 54). Erweitert zum Begriff der Mutterliebe,

2 „Von der guten Konstitution der Mutter hängt zunächst die der Kinder ab; die erste Erziehung der Männer hängt von der Fürsorge der Frauen ab; von ihnen hängen auch ihre Sitten, ihre Neigungen, ihre Zerstreuungen, selbst ihr Glück ab. So muß sich die ganze Erziehung der Frauen im Hinblick auf die Männer vollziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich sein, sich von ihnen lieben und achten lassen, sie großziehen, solange sie jung sind, als Männer für sie sorgen, sie beraten, sie trösten, ihnen ein angenehmes und süßes Dasein bereiten: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, das ist es, was man sie von Kindheit an lehren muß. Solange man nicht zu diesem Prinzip zurückgeht, entfernt man sich vom Ziel, und alle Regeln, die man für sie aufstellt, dienen weder ihrem noch unserem Glück“ (Rousseau 1978, S. 129).

wird ein scheinbar natürlicher und gesellschaftlich wichtiger Wert geschaffen, der gleichzeitig eine Normierung und Disziplinierung von Weiblichkeit ermöglichte:

„Die Normalitätsdefinition von Weiblichkeit bedurfte der Aufwertung des Kindes. Daran schließt sich der Diskurs der Natürlichkeit des Mutterhaften, des Mutterinstinktes und der Mutterliebe. Zwei Mechanismen entstehen daraus: Erstens wird die Frau enger (ja fast ausschließlich) an den Ort des Mannes und an das Haus gebunden und ist bestimmt durch die Ehe- und Hausfrauenrolle. Zweitens übernimmt sie – und zwar freiwillig durch die Liebe – die Rolle der Mutter und Ehefrau“ (Ossege 1998, S. 57).³

Elisabeth Badinter (1992) kommt bei ihrer Untersuchung der kulturellen Norm der Mutterliebe im Frankreich des 17. Jahrhunderts zu dem Ergebnis, dass Mutterliebe kein natürlicher und unabänderlicher Instinkt sei, kein Bestandteil der weiblichen Natur, sondern ein menschliches Gefühl, das in unterschiedlichen Ausprägungen historisch bestimmt ist. Mutterliebe entsteht in der direkten Wechselbeziehung mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen als kulturelles Deutungsmuster (vgl. Schütze 1991). Damit ähnelt Badinter in ihrer Darstellung de Beauvoir, die im Kontext einer Beschreibung der zwiespältigen Gefühle von jüngeren Müttern gegenüber ihren Kindern und Partnern folgende Bestimmung vornimmt: „Alle diese Beispiele zeigen, dass es keinen ‚Mutterinstinkt‘ gibt. Jedenfalls läßt dieser Begriff sich nicht auf die menschliche Spezies anwenden. Die Haltung der Mutter ergibt sich aus deren gesamter Situation und aus der Art und Weise, wie sie diese annimmt“ (de Beauvoir 1998, S. 647).

Eine historisch gesättigte Kritik an diesen ideologischen Konstruktionen von Mütterlichkeit⁴ respektive Mutterschaft wurde bereits in den wissenschaftlichen Diskursen, die im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung der 1970er Jahre ihren Ursprung haben, geleistet. Sie ermöglichten die Analyse des Konstrukts der „guten Mutter“ und der scheinbar natürlichen „Mutterliebe“ und beförderten nachhaltig die Herausbildung anderer Denk- und Wissensformen, die eine Dekonstruktion der mit dem Begriff der Mutterschaft verwobenen kulturell und gesellschaftlich gesetzten Normen und Privilegien möglich machten (vgl. Kortendiek 2004, S. 385; Schütze 1991, S. 7f.; Vinken 2007, S. 108f.).

Verallgemeinerbare Vorstellungen von Mütterlichkeit sind jedoch nach wie vor schwierig zu formulieren, da sie zeitgeschichtlichen und gesellschaftlichen Veränderungen in unterschiedlichen Epochen der Menschheitsgeschichte unterliegen und immer wieder durch die Herausbildung von hetero-

3 Zum Leitbild der Weiblichkeit siehe Betty Friedan (1991).

4 Mit Mütterlichkeit wird im ursprünglichen Sinn eine Hege- oder auch Pflegebeziehung bezeichnet, die nicht unmittelbar an ein Geschlecht gebunden ist. Der Begriff Mutterschaft charakterisiert einen biologischen, juristischen und sozialen Status. Mutterschaft entsteht erst durch die Geburt oder Annahme eines Kindes und kann daher nur im Kontext von Familie gedacht werden (zur Norm der Mütterlichkeit vgl. auch Scheepers 2008, S. 236).

genen Familienidealen und unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten im Umgang mit den Kindern modifiziert wurden.

Die sozialen Praxen von Mütterlichkeit und ihre symbolische Wirksamkeit als gesellschaftliche Hierarchisierungs- und Evaluierungsprinzipien weisen also bei näherer Betrachtung eine Vielzahl von Verflechtungszusammenhängen (familiäre Wert- und Normenkontexte, soziale Netzwerke, biographische Be- und Verschränkungen) auf, die die konkrete Ausgestaltung beeinflussen (vgl. de Beauvoir 1998, S. 652f.; Chodorow 1985, S. 265; Chodorow/Contratto 1982, S. 54f.). Frauen wird durch die Umwandlung der Liebespflicht in Liebesdisposition die Aufgabe zugewiesen, die unzähligen, kontinuierlichen und normalen Tauschakte in den Familien zu pflegen, um durch dieses affektive Prinzip der Kohäsion den Erhalt der Familie zu gewährleisten (vgl. Bourdieu 1998, S. 131).

2. Ungleichzeitigkeiten mütterlicher Praxen

Festhalten lässt sich, dass mütterliche Praxen sozial und kulturell überformt sind. Reduzierungen auf biologische und damit naturwüchsige Funktionen von Mütterlichkeit, wie sie in alltagsweltlichen Zusammenhängen angewendet werden, bedürfen demnach einer Relativierung. „Kaum eine andere Dimension von Weiblichkeit ist im deutschsprachigen Raum bis heute so sehr als natürliche Anlage kodiert wie Mütterlichkeit. Muttersein, so die alltagsweltliche Semantik, ist naturgegebene Fähigkeit, ist biologisches Programm, ist genetische Notwendigkeit“ (Thiessen/Villa 2008, S. 275). Gesellschaftliche Normalitätsdefinitionen von einer „guten Mutter“ wirken auf Einstellungen, Handlungsmuster und sozialen Praxen in Familien und lassen sich in den konkreten Prozesslogiken der Vergeschlechtlichung von Elternschaft nachweisen (vgl. Nentwich 2000, S. 100).

Neben der Fixierung auf die Mutter-Kind-Dyade als notwendiger Bedingung für eine gelingende kindliche Sozialisation und Begründung für die bewusste Konstruktion von vergeschlechtlichten Rollenverteilungen in Familien werden geschlechtsspezifische Stereotypisierungen angeführt, um diese genuinen Rollenzuweisungen und damit Geschlechterdifferenzen zu rekonstruieren (vgl. ebd.). Im Kontext neoliberaler Politiken verwandeln sich die Benachteiligungen von Frauen – durch die selbstverständliche Übernahme von Erziehungsarbeit und Ausbeutung ihrer Arbeitskraft in Familie und Haushalt – in individuelle Entscheidungen und dienen so der Verdeckung hegemonialer gesellschaftlicher Verhältnisse. Die soziale Genese und soziale Prozessualität mütterlicher Praxen zeigen sich gerade in der familialen Reproduktionsfunktion, die unmittelbar mit weiblicher Tätigkeit verbunden ist und nach wie vor dem Zweck der emotionalen und wirtschaftlichen Stabili-

sierung der Familie dient; beispielsweise die Aufrechterhaltung der sozialen Beziehungen, die ästhetische Pflege und Ausstattung der Familie und der Wohnung bzw. des Hauses (vgl. Bourdieu 1997a, S. 210).

Auch wenn vermehrt zu konstatieren ist, dass Frauen ihre Erwerbstätigkeit nur noch kurz für die Geburt eines Kindes unterbrechen, bewirkt diese Entwicklung zwar einerseits eine Neupositionierung der Mütter auf dem Arbeitsmarkt, da gestützt durch veränderte Sozialpolitiken – feministische Forderungen wie beispielsweise die Vereinbarkeit von Beruf und Kindererziehung wurden teilweise umgesetzt – eine verstärkte Erwerbsbeteiligung von Müttern möglich wurde. Andererseits kommt es hier zur gesellschaftlichen Überformung „sozialer Kompromisse“, die die Restabilisierung der Geschlechterverhältnisse nachhaltig befördern, da die innerfamiliäre Arbeitsteilung und die wettbewerbsorientierten Unternehmenskulturen von Frauen deutliche Zugeständnisse abverlangten, damit sie ihre familialen Pflichten – auch unter veränderten Rahmenbedingungen – adäquat erfüllen (vgl. McRobbie 2010, S. 119).

Mit familienpolitischer Unterstützung entsteht scheinbar ein neuer Geschlechtervertrag, der Frauen individuelle Freiheit lässt, wie sie ihre Teilhabe an den gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsaufgaben gestalten (vgl. Hochschild 2002). Erwerbstätigkeit, Kindererziehung und die häusliche Organisation des Alltagslebens eigenständig und eigenverantwortlich zu bewältigen, wird zum Ziel jeder „leistungsfähigen“ und „hochgebildeten“ Frau (ebd., S. 108). Eine Konsequenz dieser Entwicklung ist, dass weder konkrete Veränderungen in der Aufteilung der Reproduktionsarbeit eingefordert werden noch die weibliche *Allzuständigkeit* für private Belange in Frage gestellt oder die männliche Hegemonie grundlegend kritisiert wird. Erfolgt dennoch die männliche Partizipation an der häuslichen Organisation und/oder Kindererziehung, wird sie individualisiert als „glückliche“ Partnerwahl dargestellt.

Kritisch in den Blick zu nehmen sind die gesellschaftlichen Verwerfungen, die sich bei der näheren Betrachtung der privaten Ausgestaltung sozialer Praxen zeigen. Erwerbstätigkeit und Familienarbeit zu vereinbaren heißt jetzt Umverteilung der Familienarbeit auf andere Frauen.⁵ Die Folge ist, dass traditionelle Betreuungsmuster in neue wettbewerbsorientierte Arbeitsverhältnisse eingelassen werden und dadurch zur Verfestigung prekärer Lebens- und Arbeitsbedingungen beitragen. Belegt werden kann diese Entwicklung durch die hohe Anzahl ungeschützter und illegaler Beschäftigungen in privaten Haushalten. Von staatlicher Seite wird diese Umverteilung von Familienarbeit mithilfe eines vereinfachten Meldeverfahrens, Mini-Job-Regelungen und Ermäßigungen in der Einkommenssteuer unterstützt (vgl. BMFSFJ 2005, S.

5 Eine Erklärung für die Umverteilung der Familienarbeit auf andere Frauen ist sicherlich in der tradierten Logik alltäglicher Identitätsmuster zu suchen, die nicht zur Disposition stehen, da das Selbstbild der „guten Mutter“ durch die Verlagerung der Tätigkeiten auf andere Frauen respektive Mütter nicht angetastet wird (vgl. Lutz 2007, S. 224).

159). Um ihr berufliches Engagement auch nach der Geburt eines Kindes fortführen zu können oder die Betreuung und Pflege bedürftiger älterer Angehöriger zu ermöglichen, greifen insbesondere einkommensstarke Eltern auf haushaltsfremde Personen⁶ zurück, die an ihrer Stelle die familiäre Alltagsversorgung und -organisation sicherstellen. Einkommensschwache Haushalte hingegen können die Verlagerung von Familienarbeit an bezahlte Arbeitskräfte nicht finanzieren. Frauen dieser sozialen Klasse übernehmen traditionell für andere Haushalte gegen Entgelt die Familienarbeit. Ihre Erwerbstätigkeit beschränkt sich also noch sehr häufig auf die gering entlohnten Berufe der Haushaltshilfe, Reinigungskraft, Pflegerin, Erzieherin und Amme. Gleichzeitig jedoch stehen auch sie vor der Aufgabe, die Reproduktionsarbeiten für ihre eigene Familie zu bewältigen. Aktuelle politische Bestrebungen, die Sozialausgaben entscheidend zu verringern und insbesondere Kürzungen in der Kinder- und Jugendhilfe vorzunehmen, werden die familialen Situationen der gering qualifizierten und schlecht bezahlten Frauen noch verschärfen, da sie überproportional häufig öffentliche Betreuungsangebote für ihre Kinder in Anspruch nehmen und aufgrund ihrer prekären wirtschaftlichen Situation nicht in der Lage sind, ihre langen und ungünstigen Arbeitszeiten zu verändern. Unterversorgung und chronische Überforderung sind eine logische Folge,⁷ wenn nicht auf unentgeltliche Hilfe aus dem Verwandtschaftsnetzwerk und Freundeskreis zurückgegriffen werden kann (vgl. BMFSFJ 2005, S. 160).

Bei einer kritischen Betrachtung dieser Entwicklungen zeigen sich strukturelle und damit eben auch soziale Ungleichheiten, für die die Organisation der *care* Arbeit als *global care chain* ein weiteres Beispiel ist. Überwiegend Familien, die über ein mittleres Einkommen verfügen, beschäftigen Migrantinnen, die anstelle der Eltern die Familienarbeit verrichten und dort zeitweise die Rolle der „guten Mutter“ einnehmen (vgl. Lutz 2007, S. 224). Die Schief-

6 Ihren historischen Ursprung hat diese Entwicklung in der Zeit der Industrialisierung, in der es zu einer immer stärkeren Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften kam. Die weibliche Erwerbstätigkeit erforderte eine Neuverteilung der Familienarbeit, deren Folge die massive Umverteilung der Hausarbeit auf haushaltsfremde Frauen war. Erst deren Einsatz gestattete die Freisetzung der bürgerlichen Frauen für Beruf und Bildung. Durch diese Entwicklung wurde die Klasse der Dienstmädchen geschaffen. Das Zusammenfallen eines Überangebots von weiblichen Arbeitskräften und einer starken Arbeitsnachfrage führte zu einem deutlichen Einkommensgefälle zwischen den verschiedenen Klassen. Mit der gesellschaftlichen Funktion von Dienstmädchen hat sich schon Alice Salomon kritisch auseinandergesetzt (1997, S. 28f., S. 358; 2000, S. 68f.). Auch möchte ich daran erinnern, dass sich bei wohlhabenden Frauen schon früh die Tradition herausgebildet hat, ihre Kinder zu Ammen zu geben. „Mit der Entscheidung für eine Amme, die nicht nur nach medizinischen und hygienischen, sondern auch nach moralischen Gesichtspunkte auszuwählen ist, beginnt der Vater jenes Erziehungswerk, das er ohne Eingriffe seitens der Frau zu Ende bringen wird“ (Vecchio 2006, S. 144) – ein Trend, der aktuell wieder eine Renaissance erfährt.

7 Sozial- und familienpolitisch wird auf diese prekären Lebenslagen durch den Einsatz von Familienhilfen und dem Ausbau institutioneller Betreuungsarrangement reagiert (vgl. Toppe 2010, S. 80).

lage der Einkommensverhältnisse zwischen Ost- und Westeuropa werden genutzt, um ökonomisch und emotional von der Beschäftigung einer Migrantin zu profitieren.⁸ Insbesondere Frauen werden gezielt für die Familienarbeit gesucht und eingestellt, weil aufgrund ihrer Geschlechtszugehörigkeit davon ausgegangen wird, dass sie für diese Tätigkeiten geeignet sind. Die Migrantinnen hingegen setzen ihre weibliche Identität und ihre Ethnizität als Ressource ein, um für den Lebensunterhalt ihrer Familien in ihrem Herkunftsland zu sorgen. Dafür nehmen sie prekäre, schlecht bezahlte und sozial wenig abgesicherte Arbeitsverhältnisse ebenso in Kauf wie die jahrelange räumliche Trennung von ihrer Familie (vgl. ebd., S. 216).⁹ Wie sich an diesen Beispielen zeigt, bedeutet insbesondere für gering qualifizierte¹⁰ Frauen die konkrete Ausgestaltung mütterlicher Praxen – entlang des Imperativs der Selbstoptimierung – eine Verminderung sowohl ihrer Lebensqualitäten als auch ihrer Chancen auf Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung. Die Doppelbelastung von Familie und Beruf und die Finanzierbarkeit von Mutterschaft werden zur persönlichen Bewältigungsaufgabe.

Da Reproduktionsarbeit von staatlicher Kontrolle weitgehend ausgenommen ist und ihre gesellschaftliche Anerkennung gering ist, gibt es auch keine politischen Initiativen, *care* Arbeit adäquat zu bezahlen und zu legalisieren. Dieser arbeitsmarkt- und familienpolitisch durchaus wichtige Dienstleistungsbereich ist eine gesellschaftliche und politische Tabuzone. Durch die fehlende rechtliche Verankerung, die im Ausschluss aus dem Arbeitsrecht sichtbar wird, und die mangelhaften Möglichkeiten, Missbrauch aufzuspüren und Sanktionen gegen ArbeitgeberInnen sowie die vielfältigen Vermittlungsorganisationen einzuleiten, bleibt eine gerechtere Verteilung der Familienarbeit problematisch; den Versorgungsdefiziten und dem Abfluss von Bildungskapital in strukturell schwächeren Familien und Ländern kann so nicht offensiv entgegengetreten werden.

„Mir scheint, man muß die Frauen immer in dieser doppelten Relation sehen, im Verhältnis zu den Männern derselben Position und im Verhältnis zu den Frauen anderer Positionen. Und man darf nicht vergessen, dass es eine dominierende Weise gibt, dominiert zu sein. Und um die eingeschlagenen Argumentation bis zum Ende zu verfolgen: Ich denke erstens, dass die sozialen Teilungen unter den Frauen zu Unterschieden in ihrer Sicht der Lage der Frau und der männlichen Herrschaft führen, die für das Zusammengehen aller Frauen in

8 Ethnizität wird von Helma Lutz (2007, S. 225) in diesem Kontext als Strukturkategorie verstanden und *Doing Ethnicity* als relationale Kategorie, die durch Interaktion habitualisiert wird und der Grenzziehung von Nähe und Distanz in Familien dient, also die sozialen Positionierungen zwischen ArbeitgeberInnen und ArbeitnehmerInnen im Privathaushalt bestimmt.

9 Durch diese Entwicklung entsteht ein Versorgungsdefizit in den Herkunftsländern, und Bildungskapital „fließt ab“, da sehr häufig gut ausgebildete Frauen den Weg der Migration wählen. Dies bedürfe einer umfassenden Analyse (vgl. Lutz 2007, S. 217).

10 Zu den gering qualifizierten Frauen zählen auch die Frauen, deren schulische und berufliche Qualifikation von ArbeitgeberInnen oder der *Agentur für Arbeit* aufgrund ihrer Migrationsbiographie nicht anerkannt werden.

ein und derselben feministischen Bewegung ein Hindernis bilden. Und ich denke zweitens, dass die Frauen, die von der Emanzipations- und Befreiungsbewegung am meisten hatten, zumeist strukturell untergeordnet bleiben, da die Positionen, die sie errungen haben, (mögen es auch bisweilen Machtpositionen sein) in den untergeordneten Regionen des sozialen Raumes liegen, wie in der symbolischen Produktion“ (Bourdieu 1997b, S. 224).

Die beliebige Verfügung über Frauen in der Arbeitswelt, die durch das unbedingte Einfügen in die neuen neoliberalen Arbeitsregime noch verstärkt wird – je nach wirtschaftlicher Lage werden sie eingestellt oder entlassen –, beschreibt ihre gesellschaftliche Benachteiligung.¹¹ So lässt sich auch erklären, dass die Erwerbsbeteiligung von Frauen in den letzten Jahren – außer in der Teilzeitarbeit, der geringfügigen Beschäftigung und in deregulierten Arbeitsverhältnissen – weitgehend stagniert.¹² Verstärkt wird dieser Prozess durch die zunehmende Verschmelzung neoliberaler Politiken mit wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen (vgl. Dixon 2000, S. 105), welche die lebenslange Partizipation von Frauen am Erwerbsleben einfordern. Ziel ist, die Kosten für sozialstaatliche Maßnahmen, die insbesondere Frauen in Anspruch nehmen – nicht nur weil *care* Arbeit traditionell gering entlohnt wird, sondern auch, weil die Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit nach wie vor eine beträchtliche Diskrepanz aufweist, wie der jährliche *gender pay gap* zeigt¹³ – dauerhaft zu senken. Auch die verstärkt auf Frauen zugeschnittene Konsumkultur zeigt, dass sie zwar einerseits zu den privilegierten Subjekten ökonomischer Leistungsfähigkeit gezählt werden können, andererseits wird von ihnen verlangt, diesem Standard durch eine ausgeprägte Leistungsorientierung, der Akzeptanz und Anpassung an die zunehmende Deregulierung als auch Privatisierung von Arbeitsverhältnissen, gerecht zu werden (vgl. McRobbie 2010, S. 121).¹⁴

Demzufolge stellt sich die Frage, inwieweit diese Flexibilitätsanforderungen und sozialen Kompromisse, die den Frauen abverlangt werden – gleichzeitig aber eine emanzipatorische sowie demokratische gesellschaftliche Praxis postulieren – in politischen Debatten wahrgenommen wurden und zu inhaltlichen Akzentverschiebungen in der Familienpolitik geführt haben.

11 Eindrucksvoll belegt werden kann dieses Argument durch eine Untersuchung über die staatlichen Krisenhilfen, die in ihrer Konsequenz zur Sicherung der Jobs männlicher Industriearbeiter geführt haben. Es wird davon ausgegangen, dass zukünftige staatliche Sparprogramme hauptsächlich frauendominierte Sozial- und Dienstleistungsbranchen treffen werden (vgl. Schambach 2010).

12 Siehe dazu die aktuellen Statistiken aus dem Gender Datenreport: www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/2-erwerbsstaetigkeit-arbeitsmarktintegration-von-frauen-und-maenner.html

13 <http://www.ec.europa.eu/social/main.jsp?catId=681&langId=de>

14 Anzuführen sind hier unter anderem die ambivalenten Entgrenzungstendenzen in Familien, die durch die Ausdehnung der Erwerbsarbeit im Bereich des Privaten zu einer räumlichen und zeitlichen Vermischung von Arbeits- und Lebensbereichen führen (vgl. Thiessen/Villa 2008, S. 286).

3. Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Familienpolitik

Zielsetzung der deutschen Familienpolitik ist es, nachhaltig und demokratisch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen so zu verändern, dass der Dynamik und Vielfalt familialer Zusammenhänge Rechnung getragen wird und die Familie ihren Sorgaufgaben nachkommen kann. Denn trotz aller gesellschaftlichen Veränderungen und Modernisierungsbestrebungen ist die Familie nach wie der Ort, der das Alltagsleben von Kindern, Jugendlichen und ihren Eltern prägt. Zwar verlangen die Dynamiken des gesellschaftlichen Wandels von den Familien Anpassungsleistungen an die Flexibilitäts- und Mobilitätsanforderungen der Wirtschaft, die mit einer ständigen Neupositionierungen ihrer Akteur_innen einhergehen – der *Topos doing family* rahmt diese Prozesse –, trotzdem werden Mütter nach wie vor als die zentralen Akteur_innen in der Familie angesehen (vgl. Schier/Jurczyk 2007). Der hohe Anteil der Mutter-Kind-Familien bei Alleinerziehenden und die vorwiegend mütterliche Inanspruchnahme von Elternzeit – früher Erziehungsurlaub – sind ein Indikator dafür, dass eine Veränderung der mütterlicher Praxen nicht wirklich feststellbar ist.¹⁵

Erklärungen für diese gesellschaftliche und familienpolitische Fixierung am Leitbild der Normalfamilie und der „guten Mutter“, die entscheidend zur Konstruktion der Geschlechterverhältnisse beitragen, haben ihren Ursprung in der Entstehungsgeschichte der Familienpolitik (vgl. Jurczyk 1978; Tyrell 1988). Erste familienpolitische Ansätze entstanden im Schatten der Nachkriegszeit und wurden neben nachwirkenden Apologien, die sich aus nationalsozialistisch geprägten Vorstellungen von Mutterschaft speisten,¹⁶ auch durch den ökonomischen Aufschwung geprägt. Sie entwickelten sich in Konkurrenz zur Familienpolitik der DDR, die kollektive Erziehung als Ideal propagierte und durch staatliche Institutionen (Kinderkrippe, Kindergarten und -hort, Ganztagschulen) institutionalisierte.¹⁷ Aber auch in der DDR wurde trotz eines staatlich verordneten Gleichstellungspostulates und der weitgehenden Durchsetzung der Doppelerwerbstätigkeit beider Partner die fakti-

15 Die Inanspruchnahme von Elternzeit orientiert sich am klassischen männlichen Ernährer-Modell. Vom höheren Elterngeld profitieren vorwiegend Mütter, die über ein hohes Erwerbseinkommen verfügen (www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/5-Vereinbarkeit-von-familie-und-beruf/5-7-elternzeit-familienfreundliche-massnahmen-in-betrieben-und-deren-inanspruchnahme).

16 Die Frage der Sexualmoral und das Ideal der Mutterschaft sind seit der ersten bürgerlichen Frauenbewegung zentrale Streitpunkte (vgl. Dienel 1995, S. 217f.).

17 Siehe hierzu die Ausführungen von Maria Fölling-Albers (1987) über die Kibbutz-Erziehung. In dieser kollektiven Arbeits-, Lebens- und Lernform war das Kinderkollektiv die zentrale Sozialisationsinstanz. Es wurde an allen wichtigen Prozessen und Aspekten des Lebens gleichrangig mit den Eltern und Erzieherinnen beteiligt (vgl. ebd., S. 35).

sche Diskriminierung der Frauen durch ihre primäre Zuständigkeit für Haushalt und Kinderbetreuung nicht aufgehoben.¹⁸

In Westdeutschland bestimmte das „Ernährermodell“ die Ausgestaltung wohlfahrtsstaatlicher Institutionen und damit die soziale Positionierung von Frauen und Männern – sicherlich auch, um die ideologischen Grenzen zur DDR in diesem Bereich zu markieren. Frauen wurden abgeleitete, über den Ehemann erworbene Sicherungsleistungen zugestanden (vgl. Kulawik 2005, S. 8).¹⁹ Individualität und der Schutz der familialen Privatsphäre waren die wesentlichen Aspekte der westlichen Ideologie; die Orientierung am Leitbild der Normalfamilie und dem männlichen Ernährermodell verstärkte die traditionellen Rollenvorstellungen. Kinder sollten in der Familie erzogen werden. Die Rolle der Mutter als Erzieherin und Wissensvermittlerin war zentral und wurde durch normative Vorstellungen von Mutterschaft, die eine „natürliche“, emotional geprägte Mutter-Kind-Beziehung implizierten, verfestigt (vgl. Bauer/Wiezorek 2007, S. 614).

Der mangelnde Ausbau des Kinderbetreuungssystems ist ein Beispiel dafür, wie Familienpolitik mit Arbeitsmarktpolitik vermischt wurde, denn so konnte eine aktive Verhinderung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie durchgesetzt werden. Die Orientierung der Familienpolitik am patriarchalen Leitbild des „Ernährer-Ehemanns“ (Ostner 1995) subventioniert den Ausstieg aus der Erwerbsarbeit von Frauen bei der Geburt eines Kindes und die anschließende Aufnahme einer Teilzeitbeschäftigung.

Getragen wird dieses Familienmodell bis heute durch das Ehegattensplitting im Steuersystem, aber auch im Sozial- und Arbeitsrecht sind die Transferleistungen auf Familien zugeschnitten. Überwiegend Alleinerziehende und nichteheliche Lebensgemeinschaften werden hier benachteiligt, indem zum Beispiel die Anrechnung des Partnereinkommens den Leistungsbezug im Arbeitslosengeld II vermindert (vgl. Jurczyk 2009, S. 72). Um der zunehmenden Inanspruchnahme von staatlichen Transferleistungen entgegenzutreten, stehen alleinerziehende Mütter als sogenannte Risikogruppe im Fokus staatlicher Interventionsprogramme, wie die gesellschaftlichen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster jugendlicher Mutterschaft zeigen: Sie erfahren über die Grenzen von Klasse und Ethnizität hinweg negative Zuschreibungen. Eine

18 Aufgrund der Doppelbelastung entschieden sich viele Frauen zum Reproduktionsverzicht (vgl. Nickel 1993, S. 233f.).

19 Deutschland gehört neben Irland und Großbritannien zu dem Typus des starken Ernährermodells. Mit dem Typus des schwachen männlichen Ernährermodells werden die Sicherungssysteme in Schweden, Finnland und Dänemark beschrieben. Hier weisen die Frauen hohe Erwerbsquoten auf, da sich die Sicherungssysteme an einem „geschlechtslosen Erwerbs-Eltern-Bürger“ orientieren. Frankreich und Belgien werden als moderate Typen beschrieben, da weder Familienformen noch die konkrete Ausgestaltung von Erwerbstätigkeit und Kindererziehung normierenden sozialpolitischen Vorgaben unterliegen. Die Niederlande gelten aufgrund der Ausrichtung ihres Sozialversicherungssystems an Mutterschaft als Mischform (vgl. Kulawik 2005, S. 8f.).

„gute Mutterschaft“ wird ihnen nicht zugetraut, das Wohl ihrer Kinder sei potentiell gefährdet, da sie die Regeln der verantwortungsbewussten Elternschaft nicht eingehalten haben. Dies bedeutet, dass für jugendliche Mütter die neuen Freiheitsregeln nicht gelten. Mutterschaft habe planvoll und nach einer erfolgreichen Berufstätigkeit zu erfolgen (vgl. McRobbie 2010, S. 125).²⁰ Hier zeigt sich, dass erst die Kontextualisierung der tatsächlichen Erwerbsbeteiligung von Frauen eine Analyse der sozialen Ungleichheitslagen ermöglicht.

Eine weitere Folge dieser Verschmelzung familien- und arbeitsmarktpolitischer Rahmungen ist die dauerhafte Segregation weiblicher Berufsverläufe, wie eine genaue Betrachtung der Einkommensgefälle, Erwerbsbeteiligung, Erwerbs- und Ausbildungspräferenzen und Karrieremöglichkeiten zeigt. Trotz der deutlichen Zunahme junger Frauen mit hohen schulischen und beruflichen Abschlüssen,²¹ die von staatlicher Seite politisch als Bildungserfolge postuliert und als Maßstab für die erfolgreiche Umsetzung von Gleichstellungspolitiken herangezogen werden, ordnen sich die Frauen bei Familiengründung der tief verwurzelten Ideologie Mütterlichkeit unter und begeben sich in die Rolle der Familienmanagerin. Mit Aufgabe ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit wird gleichzeitig die Abhängigkeit von der Institution Ehe neu begründet. Wenn dieses Versorgungsmodell nicht greift und die Frauen aufgrund finanzieller Notlagen gezwungen sind, auf staatliche Unterstützungsleistungen zurückzugreifen, werden die daraus folgenden sozialen Schieflagen individualisiert und als familieninterne Probleme und Dysfunktionalitäten²² dargestellt; mit dem Ergebnis, dass die eigentlichen gesellschaftlichen Verursachungsketten erfolgreich aus den öffentlichen Debatten ausgeblendet werden können.²³

Es zeigt sich, dass Ideologie der Mütterlichkeit familienpolitisch genutzt wird, um hegemoniale gesellschaftliche Verhältnisse dauerhaft zu reproduzieren. Die enge Verwobenheit sozial- und bildungspolitischer Vorgaben restabilisiert die bisherigen Geschlechterhierarchien, die zwar einerseits die

20 Zur Diskussion über den „Auftrag“ der Mütter und der Mutterideologie insbesondere bei Alleinerziehenden siehe Woods (2005, S. 93f.) und zu den familienpolitischen Leistungen (vgl. BMFSFJ 2009).

21 Über 50 % der Studienanfänger_innen sind mittlerweile weiblichen Geschlechts, jedoch studieren sie immer noch bevorzugt Fächer wie Geistes- und Kulturwissenschaften, Bildungswissenschaften und Sprachen. Die Abschlussquoten von Frauen (40,6 %) liegen über denen der Männer (37,8 %). Mittlerweile verfügen mehr Frauen unter dreißig als Männer über einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluss (vgl. Mogge-Grotjahn 2008, OECD 2008).

22 Als Dysfunktionalitäten werden auch Zeugungsunfähigkeit und die soziale Situation allein-erziehender Mütter bezeichnet (vgl. Braches-Chyrek 2002, 2006; McRobbie 2010, S. 125).

23 Dieser weibliche Erfolg ist jedoch sehr ungleich verteilt, da sowohl die Klassenherkunft als auch rassistisch motivierte Benachteiligungen junger Frauen mit einer Migrationsbiographie quer durch alle sozialen Schichten deren Bildungschancen massiv unterhöhlen (vgl. McRobbie 2010, S. 111; Bettie 2003, 167f.).

weibliche Teilhabe am Arbeitsmarkt einfordern und als Erfolg darstellen, andererseits ihre Partizipation mit der Familiengründung klar begrenzen. Nicht zuletzt führt auch die starre Konstruktion des deutschen Bildungssystems, das die Halbtagschule als zentrale Institution schulischer Bildung konserviert hat, zum Ausschluss von Frauen aus dem Erwerbssystem.²⁴ Ganztagsbetreuung in Schulen und Kindergärten galt lange Zeit als staatliche Einmischung in die private Freiheit und das Recht auf individuelle Gestaltung der Familien. Frauen respektive Müttern wurde die Hauptverantwortung für die Erziehungs- und Bildungsarbeit ihrer Kinder zugeschrieben, deren schulischer Erfolg deshalb auch ein Ergebnis des pädagogischen Einsatzes und Könnens der Mütter ist, wie insbesondere in den Erwartungshaltungen an Mütter deutlich wird, zusätzlich dafür Sorge zu tragen, dass ihre Kinder außerschulische Bildungsangebote wahrnehmen.²⁵ „Die symbolische Konstruktionsarbeit, die sich in einer Arbeit praktischer Konstruktions-, einer Bildungs- und einer Erziehungsarbeit vollendet, verfährt logisch gesehen durch Unterschiedbildung in Bezug auf das gesellschaftlich konstituierte andere Geschlecht“ (Bourdieu 1997a, S. 186) und ermöglicht durch Sozialisationsarbeit die Tradierung von Geschlechterrollen.

Kindererziehung bleibt im Kontext der privaten Umsetzung der familienpolitischen Vorgaben Domäne der Frauen, nicht nur mit der Gründung einer Familie, die zur Unterbrechung, wenn nicht sogar zum kompletten Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit führt, sondern auch in den institutionalisierten Bereichen der frühkindlichen Bildung, der schulischen Elementarbildung und der Sozialen Arbeit. In diesen Bereichen sind überwiegend Frauen beschäftigt, jedoch häufig in weisungsgebundenen Positionen. „So ist es zwar richtig, dass im öffentlichen Dienst Frauen immer stärker vertreten sind, aber vor allem in den niedrigsten und unsichersten Positionen. Und unter sonst gleichen Umständen haben sie fast immer und auf allen Ebenen der Hierarchie Positionen und Einkommen, die niedriger als die der Männer sind“ (Bourdieu 1997b, S. 226f.). Die sichtbare Zunahme weiblicher Erwerbstätigkeit verbirgt gleichzeitig die Kontinuitäten weiblicher Benachteiligung durch die gesellschaftlichen Strukturen.

24 Siehe hierzu die Diskussionen über die Ergebnisse der PISA-Studien (vgl. Kuhlmann 2008; OECD 2008; Vester 2008).

25 „Jeder in solchen Familien ist angehalten, Höchstleistungen zu bringen, die Mutter im Büro bei der harten Kernarbeit am Computer und beim Meeting und im Anschluss zu Hause bei der weichen Familienarbeit, beim Filzen, Musizieren und Töpfern. Die Kinder in der Elite-Schule, danach noch am Klavier, beim Ballett, in der Theatergruppe, beim Judokurs und am Schachbrett“ (Radisch 2007, S. 179).

4. Zusammenfassung

Es kann festgehalten werden, dass die Ideologie der Mütterlichkeit politisch genutzt wird, um hegemoniale gesellschaftliche Verhältnisse dauerhaft zu reproduzieren. Gesellschaftliche Neuordnungsprozesse suggerieren zwar die Umsetzung der zentralen feministischen Forderungen nach gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe, konkret führt jedoch die enge Verwobenheit familien-, bildungs- und arbeitsmarktpolitischer Maßnahmen nur scheinbar zu neuen Formen weiblichen Erfolgs. Neoliberale Politiken korrumpieren Frauen durch den freien Zugang zur Konsumsphäre, Bildung und Arbeitswelt. Das Versprechen dauerhafter weiblicher Freiheit und Unabhängigkeit kann nicht eingelöst werden, da sich gesellschaftliche Ungleichheitslagen, die entlang der zentralen Achsen von Geschlecht, Klasse und Ethnizität bestehen, durch Normierungen und Setzungsakte in der Sozial- und Familienpolitik verfestigen. Die vorgenommenen inhaltlichen Akzentverschiebungen in der Sozial- und Familienpolitik können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die symbolische Konstruktionsarbeit, die Umwandlung der Liebespflicht in eine Liebesdisposition den Frauen immer noch die Aufgabe zuweist, die unzähligen kontinuierlichen und normalen Tauschakte in den Familien zu pflegen, jetzt allerdings unter dem Imperativ der Selbstoptimierung – mit anderen Worten die Industrialisierung des Innenlebens ist erfunden (vgl. Bourdieu 1998, S. 131; McRobbie 2010, S. 109; Radisch 2007, S. 179).

Literatur

- Allen, Ann Taylor (2000): *Feminismus und Mütterlichkeit in Deutschland 1800-1914*, Weinheim
- Badinter, Elisabeth (1992): *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München
- Bauer, Petra/Wiezorek, Christine (2007): Zwischen Elternrecht und Kindeswohl, in: Ecarius, Jutta (Hg.): *Handbuch Familien*, Wiesbaden, S. 614-636
- de Beauvoir, Simone (1998): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg
- Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class“, „gender“, „ethnicity“, „race“: Logiken der Differenzierung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung, in: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*, Frankfurt a.M., S. 56-83
- Bettie, Julie 2003: *Women without class*, Berkely
- Braches-Chyrek, Rita (2002): *Zur Lebenslage von Kindern in Ein-Eltern-Familien*, Opladen

- Braches-Chyrek, Rita (2006): Einelterfamilie als Genderproblem, in: *gilde rundbrief*, H. 2, S. 47-54
- Braches-Chyrek, Rita (2010): Ambivalente Mutterschaft, in: Braches-Chyrek, Rita/Macke, Katrin/Wölfel, Ingrid (Hg.): *Kindheit in Pflegefamilien*, Opladen, S. 73-91
- Bourdieu, Pierre (1997a): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., S. 153-217
- Bourdieu, Pierre (1997b): Eine Sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke, in: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., S. 218-229
- Bourdieu, Pierre (1998): *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*, Frankfurt a.M.
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2005): „Siebter Familienbericht“ – Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik, Berlin
- BMFSFJ Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2009): *Familienreport 2009*, Berlin
- Chodorow, Nancy (1985): *Das Erbe der Mütter*, München
- Chodorow, Nancy/Contratto, Susann (1982): The Fantasy of the Perfect Mother, in: Thorne, Barry/Yalom, Marilyn (Hg.): *Rethinking the Family. Some Feminist Questions*, New York, S. 54-73
- Dienel, Christiane 1995: *Kinderzahl und Staatsräson*, Münster
- Dixon, Keith (2000): *Die Evangelisten des Marktes*, Konstanz
- Fölling-Albers, Maria (1987): *Die Einheit von Leben und Lernen in der Kibbutz-Erziehung*, Köln
- Friedan, Betty (1991): *Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau*, Reinbek bei Hamburg
- Gender Datenreport: www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/2-erwerbstaetigkeit-arbeitsmarktintegration-von-frauen-und-maenner.html
- Gender-Pay-Gap: ec.europa.eu/social/main.jsp?catId=681&langId=de
- Hochschild, Arlie Russell (2002): *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen
- Holland-Cunz, Barbara (2003): *Die alte neue Frauenfrage*, Frankfurt a.M.
- Jurczyk, Karin (1978): *Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland von 1918-1875*, Frankfurt a.M.
- Jurczyk, Karin (2009): Neue Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse. Sozialpolitische Dimensionen als Leerstelle? In: Böllert, Karin/Oelkers, Nina (Hg.): *Frauenpolitik in Familienhand?* Wiesbaden, S. 57-78
- Kortendiek, Beate (2004): Familie: Mutterschaft und Vaterschaft zwischen Traditionalisierung und Modernisierung, in: Becker, Renate/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 384-394
- Kuhlmann, Carola (2008): Bildungsarmut und soziale „Vererbung“ von Ungleichheiten, in: Huster, Ernst-Ulrich/Boeck, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*, Wiesbaden, S. 301-319

- Kulawik, Teresa (2005): Wohlfahrtsstaaten und Geschlechterregime im internationalen Vergleich, in: Gender.politik.online, web.fu-berlin.de/gpo/pdf/kulawik/kulawik.pdf
- Lutz, Helma (2007): „Die 24-Stunden-Polin“ – Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen, in: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität, Frankfurt a.M., S. 210-234
- McRobbie, Angela (2010): Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes, Wiesbaden
- Mogge-Grotjahn, Hildegard (2008): Geschlecht: Wege in die und aus der Armut, in: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hg.): Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung, Wiesbaden, S. 350-361
- Nentwich, Julia C. (2000): Wie Mütter und Väter „gemacht“ werden – Konstruktionen von Geschlecht bei der Rollenverteilung in Familien, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, H. 3, S. 96-121
- Nickel, Hildegard Maria (1993): Mitgestalterinnen des Sozialismus – Frauenarbeit in der DDR, in: Helwig, Giesela/Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Frauen in Deutschland 1945-1992, Berlin, S. 233-256
- OECD Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2008): Bildung auf einen Blick 2008, Berlin
- Ossege, Barbara (1998): MutterHure. Weiblich im Wechsel der Diskurse, Pfaffenweiler
- Ostner, Ilona (1995): Verschwindet der Ernährer-Ehemann? Wandel der Familienform und soziale Sicherung der Frau, in: Bieback, Karl-Jürgen/Milz, Helga (Hg.): Neue Armut, Frankfurt a.M., S. 93-106
- Radisch, Iris (2007): Die Schule der Frauen. Wie wir die Familie neu erfinden, München
- Rousseau, Jean-Jacques (1978): Emile oder Über die Erziehung, Band 1, Leipzig
- Salomon, Alice (1997): Frauenemanzipation und soziale Verantwortung, Ausgewählte Schriften, Band 1: 1896-1908, hgg. v. Adriane Feustel, Berlin
- Salomon, Alice (2000): Frauenemanzipation und soziale Verantwortung. Ausgewählte Schriften, Band 2: 1908-1918, hgg. v. Adriane Feustel, Berlin
- Schambach, Gabriele (2010): Gender in der Finanz- und Wirtschaftskrise. Beschäftigungsrelevante Aspekte in den Konjunkturpaketen für Frauen und Männer, in: www.boeckler.de/pdf/impuls_2010_10_7.pdf
- Scheepers, Rajah 2008: Mütterlich und kinderlos von Amts wegen – Konzeptionen von Mütterlichkeit in der weiblichen Diakonie nach 1945, in: Mütterliche Macht und Väterliche Autorität. Elternbilder im Deutschen Diskurs, Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Göttingen, S. 236-253
- Schier, Michaela/Jurczyk, Karin (2007): „Familien als Herstellungsleistung“ in Zeiten der Entgrenzung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 34, S. 10-17
- Schütze, Yvonne (1991): Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“, Bielefeld
- Thiessen, Barbara/Villa, Paula-Irene (2008): Die „Deutsche Mutter“ – ein Auslaufmodell? Überlegungen zu den Codierungen von Mutterschaft als Sozial- und Geschlechterpolitik, in: Mütterliche Macht und Väterliche Autorität. Elternbilder im Deutschen Diskurs, Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte, Göttingen, S. 277-292

- Toppe, Sabine (2010): Care-Ethik und Bildung – Eine neue „Ordnung der Sorge“ im Rahmen von Ganztagsbildung? In: Moser, Vera/Pinhard, Inga (Hg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Care – Wer sorgt für wen? Opladen, S. 69-86
- Tyrell, Hartmann (1988): Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: Lüscher, Kurt/Schultheis, Franz/Wehrspan, Michael (Hg.): Die „post-moderne Familie“, Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz, S. 145-156
- Vecchio, Silvana (2006): Die gute Gattin, in: Duby, Georges/Perrot, Michelle (Hg.): Geschichte der Frauen, Band 2, Frankfurt a.M., S. 119-145
- Vester, Michael (2008): Der Klassenkampf um die Bildungschancen, in: neue praxis, H. 1, S. 80-86
- Vinken, Barbara (2007): Die Deutsche Mutter, Frankfurt a.M.
- Woods, Dorian R. (2005): On the road to similar gender regimes? Social assistance für single mothers in the U. S. and Germany, in: Henniger, Annette/Ostendorf, Helga (Hg.): Die politische Steuerung des Geschlechterregimes, Wiesbaden, S. 93-114